

selbst die Frage stellt, ob er vielleicht nicht doch ein Spion gewesen sei; doch bleibt er schließlich trotz der eigenen Zweifel fest, wird aber nicht, wie andere, zur Ausweisung aus der Sowjetunion verurteilt, sondern freigelassen, mit der Auflage, in der Sowjetunion zu verbleiben.

Das folgende Jahr, das der Vf. im wesentlichen in Samarkand als Rechnungsführer verbrachte, wird nur ganz knapp geschildert. Wesentlich ist dann wieder die Darstellung der Tätigkeit des Vfs. im sogenannten Lubliner Komitee, in das er als Repräsentant der Sozialistischen Partei eintrat und dem er als Stellvertreter des Beauftragten für Arbeit, Sozialfürsorge und Gesundheitswesen Boleslaw Drobner der Regierung angehörte. Er blieb in dieser Stellung auch noch, als das Komitee mit dem 1. 1. 1945 in die Provisorische Regierung umgewandelt wurde, wurde aber Anfang 1946 zum Gesandten in Wien ernannt. Aus Wien hat er sich dann im April 1948 mit Hilfe der amerikanischen Botschaft abgesetzt und mußte sich in den folgenden Jahren unter erheblichen Schwierigkeiten in Argentinien durchs Leben schlagen. Auch die Darstellung seiner Tätigkeit im Lubliner Komitee und in der Provisorischen Regierung ist leider recht knapp ausgefallen; hier beschränkt sich der Vf. im wesentlichen auf die Darstellung der einzelnen Persönlichkeiten und der Rolle der Sozialistischen Partei, die sich ja aus verschiedenen Gruppen wieder neu bilden mußte. Alle organisatorischen Fragen, die in dieser Zeit von großer Bedeutung waren, werden überhaupt nicht berührt, was sehr zu bedauern ist, was aber wohl auch daran liegt, daß der Vf. kaum Unterlagen mit sich nehmen konnte, sondern seine Erinnerungen fast ausschließlich aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hat. Bemerkenswert ist auch hier seine sehr sachliche Auseinandersetzung mit dem Problem des starken jüdischen Anteils an der politischen Führung Polens in diesen ersten Nachkriegsjahren. Er macht klar, daß hier die Gefahr eines neuen Antisemitismus heraufbeschworen wurde, und zeigt sich durchaus kritisch gegenüber solchen Persönlichkeiten wie Berman oder Zambrowski, die durch ihr Verhalten einen neuen polnischen Antisemitismus geradezu provoziert haben.

Insgesamt bildet das nicht sehr umfangreiche Buch eine ausgesprochene Bereicherung der polnischen Memoirenliteratur, weniger wegen der einzelnen Fakten zur Gesamtentwicklung, als wegen der sehr lebendigen Schilderung polnisch-jüdischen Lebens im alten Galizien als auch wegen der umfangreichen Personenkenntnis, die der Vf. an den Tag legt. Dabei berührt es sehr sympathisch, daß er durchaus nicht parteiisch vorgeht, nicht nur etwa die Juden und die Sozialisten positiv schildert und die Vertreter anderer Richtungen negativ. Auch seine kritische Schilderung des jüdischen Sozialisten Drobner bleibt aber stets ruhig und um Sachlichkeit bemüht.

Mainz

Gotthold Rhode

Hertha Karasek-Strzygowski: Wolhynisches Tagebuch. N. G. Elwert-Verlag. Marburg/Lahn 1979. 158 S., 20 Bilder, 1 Kte.

Die Wolhyniendeutschen waren die Wachstumsspitze der neuzeitlichen deutschen Bauernsiedlung, die sich seit dem 16. Jh. aus dem Weichselmündungsgebiet, aus Pommern, der Neumark und Nordschlesien nach Polen vorschob und die letzten Sand- und Sumpfstrecken in den großen Adelsbesitzungen urbar machte. In langen Ketten von Tochter- und Enkelsiedlungen erreichten sie im

19. Jh. den Raum Wolhyniens vom Bug bis gegen Kiew hin. Vor dem Ersten Weltkrieg lebte hier fast eine Viertelmillion evangelischer Deutscher zwischen der ukrainischen Grundbevölkerung, teils in geschlossenen Gruppen, teils verstreut in kleinen Einzelsiedlungen, durchweg Bauern mit mittelgroßem Landbesitz, ohne städtische Bildungsschicht, im Westen längst vergessen, mit der einzigen Organisationsform ihrer evangelischen, dem Petersburger Konsistorium unterstellten Pfarren. 1915 wurden die Wolhyniendeutschen nach dem Osten Rußlands ausgesiedelt, und nur die Hälfte von ihnen konnte nach Kriegsende die von den Kämpfen verwüstete Heimat wieder erreichen. Die 1921 zwischen Polen und der Sowjetunion gezogene Grenze zerschneidet das Wolhyniendeutschtum in zwei ungefähr gleichgroße Teile. In der polnischen Westhälfte gelang in Zusammenarbeit mit den anderen Deutschumgruppen des Landes ein bescheidener Neuaufbau bis zur Umsiedlung im Winter 1939/40. In Ostwolhynien ging die Walze der Sowjetisierung über die Deutschen hinweg. Ihre Kirchen wurden ihnen weggenommen, die Höfe zu Kolchosen zusammengelegt, die meisten Männer als „Kulaken“ nach Innerrußland verschickt. Die Besetzung durch die deutschen Truppen 1941 wurde als Befreiung aus letzter Not empfunden. Aber 1944 folgten Flucht, Verschleppung der Eingeholten nach dem Osten und die endgültige Zerstreuung der Übriggebliebenen.

Im Sommer 1941 konnte ich als Professor der Universität Breslau mit meinen Studentinnen — die männlichen Hörer waren bis auf kleine Reste eingerückt — in vier wolhyniendeutschen Dörfern um Żytomir einen Arbeits- und Forschungseinsatz durchführen; über dieses deutsche Gebiet gab es ja bisher nur ein ganz spärliches Schrifttum. Dabei beteiligte sich auch die Malerin Hertha K a r a s e k - S t r z y g o w s k i, die schon früher in deutschen Sprachinseln Polens und der Slowakei, dann 1940 in den Umsiedlungslagern der Bessarabiendeutschen Menschen und Trachten gezeichnet hatte. Sie arbeitete nun einige Wochen in der Kolonie Blumental westlich Pulin. Ihre Studien schienen im Zusammenbruch 1945 zunächst verloren und gelangten erst viel später wieder in die Hände der Künstlerin. Sie überließ die Zeichnungen 1971 dem „Heimattmuseum der Deutschen aus Bessarabien“ in Stuttgart und wertete sie gleichzeitig zu dem vorliegenden Buch aus. Dessen Erscheinen wurde jahrelang durch die bedeutenden Druckkosten verzögert, die durch die Beigabe der Zeichnungen bedingt waren, und es wurde erst jetzt durch das uneigennützig eingreifende des Verlages Elwert ermöglicht.

Das Gerüst des Buches sind die zwanzig großformatigen Reproduktionen der Zeichnungen, von denen vier Landschaft und Häuser, die anderen Menschen des Dorfes, sechs Frauen, meist Witwen, vier alte Männer, die von der Verschickung verschont geblieben waren, und sechs Kinder darstellen. Die mittlere Generation der Männer fehlte in Blumental infolge der Deportationen so gut wie ganz. Die ernstesten, von Leid gezeichneten und verhärmten Gesichter der Erwachsenen führen eine beredete Sprache.

Um jedes Porträt hat K.-St. ein Kapitel mit den Lebensschicksalen des Gezeichneten aufgebaut. Während der „Sitzungen“ erzählten die Betroffenen, deren Vertrauen die Malerin schnell gewonnen hatte, von ihrem Ergehen. Die Summe dieser Lebensbilder ergibt eine Geschichte des Dorfes Blumental. Die Erinnerungen der Ältesten reichen bis zur Ortsgründung um 1865 zurück. Sie erfassen die Zeit der Waldrodung und des Aufbaus, der ältesten, von einem Bauern gehaltenen Schule, der glücklichen Jahre bis 1914. Aber stärker sind die Erinnerungen an die nun folgenden Jahre der Not, der Verschickung des Dorfes nach dem Osten 1915, der Kolchosbildung, der zuliebe die alten schönen Häuser abgebrochen werden mußten, der Niederreißung der Kirche 1936, des

Hungers, der neuerlichen Verschleppung der Männer, die meist nachts, mit unbekanntem Ziel und ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen erfolgte. Das Grauen dieser Kapitel wird etwas gemildert durch eingestreute Schilderungen des Volksguts, Sagen, Schwänke, Hochzeitssprüche, Rätsel, Volkslieder und Volkstänze, die in der Bolschewikenzeit verpönt waren und erst in der Zeit der deutschen Besetzung wieder ans Tageslicht treten konnten. Dieses kurze Jahr schien die persönliche Sicherheit und die Freiheit der Religionsausübung wiedergebracht zu haben, ein evangelisches Bethaus war wieder eingerichtet worden, und trotz Fortdauer der Kollektivwirtschaft und der bitteren Armut waren die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft wieder erwacht.

Das Buch von K.-St. ist keine Geschichte von Blumental und des Deutschtums in Ostvolhynien; eine solche bleibt ein — vielleicht unerfüllbarer — Wunsch. Aber das Werk ist ein erschütterndes Lebensbild dieses deutschen Stammes, gezeichnet in stärkster persönlicher Verbundenheit und Anteilnahme. Die durch das schwerste Leiden nicht gebrochene Lebenskraft der Menschen, ihre tiefe Frömmigkeit, ihr bescheidenes, bei aller Not fröhliches Wesen, ihre Gastfreundschaft und ihr Aufbauwille werden deutlich, auch in den wörtlich zitierten Aussprüchen der Menschen selbst. Und das zwei Jahre vor der endgültigen Zerstreuung der Wolhyniendeutschen und ihrer Auslöschung als stammliche Individualität. So wirkt das Buch von K.-St. wie eine Grabrede auf eine tapfere und unglückliche deutsche Volksgruppe. Wir schulden ihr tiefen Dank dafür.

Das Werk erhielt 1980 den Buchpreis der Arbeitsgemeinschaft für Werbung, Markt- und Meinungsforschung in Luxemburg.

Salzburg

Walter Kuhn

Stanisław Walewski: Langenscheidts Taschenwörterbuch der polnischen und deutschen Sprache. Polnisch-Deutsch/Deutsch-Polnisch. Neubearbeitung 1979 und 1980. Verlag Langenscheidt. Berlin, München, Wien, Zürich 1979 und 1980. 1216 S.

In der Langenscheidt-Reihe gibt es nun nach dem zweibändigen und nach dem kleinen mit 420 Seiten das dritte Wörterbuch dieser beiden Sprachen. Sein Erscheinen ist zu begrüßen, da ein solches dieser Größe seit längerer Zeit fehlte. Der 1979 erschienene erste Teil (jetzt sind beide Teile zusammengefaßt) wurde bereits in „Język Polski“, Bd. 55, S. 294 f. von K. P i s a r k o w a rezensiert.

Es wird immer umstritten bleiben, was in ein „Taschenwörterbuch“ aufzunehmen ist. Der Vf. hat sich entschlossen, „auch zahlreiche umgangssprachliche Ausdrücke und Wendungen“ sowie „die wichtigsten Fachwörter aus verschiedenen Gebieten“ aufzunehmen (Vorwort S. 5, 269). Das ist durchaus zu begrüßen, aber es ist auch gewagt, denn was gehört zu den „wichtigsten“? Ist denn *läppisch* (S. 917) in der mediz. Bedeutung wichtiger als das hier fehlende Subst. *wesołkowatość* „Witzelsucht, moria“, wenn es überhaupt wichtig ist? Sollten Wörter aufgeführt werden wie das mit dem Deutschen gleichlautende *lumbago* (S. 181) statt der Entsprechung *postrzał* „Hexenschuß“ (S. 323, 867)?

Überraschende Ergebnisse können bei Gegenproben erzielt werden; so findet man häufig im anderen Teil abweichende Bedeutungen, z. B. im Bankwesen: *czek* (S. 59) *przelewowy*, das bei *Verrechnungsscheck* (S. 1118) besser als *cz. rozrachunkowy* übersetzt wird, oder *Verrechnungskonto* „rachunek rozliczeniowy“ fehlt bei *rachunek*. Öfters sind Wörter nur in einem Teil erwähnt, z. B.